Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 26

Artikel: Wenn ich nicht geflucht hätte...
Autor: Mamie, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753549

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wahr, er interessierte sich für eine neue Arbeit von mir, die er ins Englische übertragen wollte. Ueber diese Arbeit sprachen wir. Und dann verließ er mich, es mochte gegen elf Uhr sein. Und als ich seinen Körper sah, später in der Nacht, so ist es gar nicht erstaunlich, daß ich ihn nicht erkannte. Das Gesicht war verkrampft, Crawley war halb entkleidet, und Sie werden selbst wissen, wie sehr ein Mensch durch seine Kleidung verändert wird.»

«Aber, daß er vergiftet war, das wußten Sie sofort?»

«Gifte! Gifte, lieber Freund sind meine Spezialität, die letzten Jahre habe ich mich mit den Wirkungen der Gifte beschäftigt. Fragen Sie Dr. Thévenoz, meinen Schüler. Die Gifte verändern die Seele, nicht wahr, liebes Kind?» Dominicé wandte sich an Madge, die schweigsam dasaß und mit ängstlich verzerrtem Mund dem Redekampf der beiden Männer folgte. Aber Madge antwortete nichts.

«War Eltester, der Apotheker, ein guter Freund von Ihnen?» bohrte O'Key weiter, «besuchten Sie ihn oft? Waren Sie so gut mit ihm bekannt, daß Sie auch nächtelang mit ihm zusammensein konnten?»

«Sie werden indiskret, junger Mann, und ich bewundere meine Geduld, die mich Ihr Fragen ertragen läßt.»

O'Key wollte auffahren, da aber legte Madge ihre Hand auf seinen Arm. «Ruhig, O'Key, so kommen wir nicht weiter. Sie müssen uns nicht für neugierig halten, Professor, wir wollen Ihnen doch helfen, verstehen Sie das nicht? Wissen Sie nicht, daß Sie in einer bösen Situation sind? Ich habe O'Key zu Ihnen gebracht, damit er Sie kennenlernt, damit er versteht, daß es unmöglich ist, Sie zu beschuldigen, aber Sie dürfen es mir nicht zu schwer machen.»

Wahrhaftig, Madge hatte Tränen in den Augen, ratlos stand Ronny in der Mitte des Zimmers; er ging zu jedem, stieß ihn sanft an mit der Schnauze, und seine Blicke bettelten um Frieden; aber auch hier wurde es deutlich, von welch kleinen Zufälligkeiten beginnende Friedensaktionen manchmal abhängig sein können. Ronny fühlte nämlich den Stich eines Flohs, er mußte abhocken und sich kratzen. So kam es, daß die folgende Verständigung ohne seine Hilfe zustandekam.

Professor Dominicé lenkte ein.

«Ich glaube Ihnen, mein Kind, auch Ihnen, junger Mann, glaube ich den guten Willen. Ihre Fragen entstammen wohl nur zu einem kleinen Teil der Neugierde. Sie wollen mir helfen, sagen Sie, und Sie machen Ihre Hilfe abhängig von der Beantwortung einer Reihe von Fragen. Nun, diese Fragen kann ich nicht beantworten. Nehmen Sie meine Behauptung wörtlich: ich kann nicht, und nicht: ich will nicht. Ich bin gebunden, durch ein Versprechen, nennen Sie es ruhig ein Gelübde, also durch ein Gelübde bin ich gebunden. Sie müssen mir einfach glauben, daß ich weder über Crawleys Tod noch über Eltesters Unfall etwas weiß. Diese Dinge sind geschehen ohne mein Zutun. Ich muß es einfach tragen, wenn ich verdächtigt werden sollte. Ich werde mich wehren, und wenn ich Ihrer Unterstützung sicher sein kann, junger Mann, dann will ich zufrieden sein.»

«Aber, Professor», rief O'Key, «Sie werden eine Verhaftung doch gar nicht überstehen.»

«Warum nicht?» fragte Madge, während der Professor den Kopf im Schatten verbarg.

«Mein liebes Kind», sagte Dominicé, «Sie haben noch viel zu lernen. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ich Morphinist bin. Und in meinem Alter — eine Entwöhnungskur . . . Ich weiß nicht, ob ich das aushalten werde.»

«Cyrill», sagte Madge, und sie schob ihren Arm unter den Arm des Reporters, «Cyrill, Sie müssen dem guten Mann helfen.» Dann erst merkte sie, daß sie den Mann, den sie vor knapp einer Stunde kennengelernt hatte, mit dem Vornamen angeredet hatte, nicht nur das, daß sie Arm in Arm mit ihm dasaß, aber trotzig verzog sie das Gesicht und lehnte sich noch enger an O'Key.

«Der arme Thévenoz», sagte Dominicé in die Stille.

Aber nicht einmal diese Bemerkung machte Eindruck auf Madge. Sie mußte lächeln, denn ihr fiel eine Kindheitserinnerung ein. Nahe beim Sommerhaus ihres Vaters war ein hoher Baum gestanden, der, ganz nahe am Wipfel, zwei Aeste getragen hatte. Dort war sie oft gesessen, mit baumelnden Füßen über der grünen Leere, und neben ihr war der Sohn des Gärtners gesessen, ein rothaariger Bursche. Wie alt war sie damals gewesen? Zehn Jahre? Aber sie hatte den Buben sehr lieb gehabt, er hatte eine lange bewegliche Nase gehabt, wie ein Kaninchen, und er war der einzige gewesen, unter all ihren Kameraden, den sie nicht tyrannisiert hatte. Merkwürdig, daß O'Key sie an jenen Jungen erinnerte. Sie hatte eine Zärtlichkeit für ihn gefühlt, schon unten auf der Straße, eine merkwürdig heitere Zärtlichkeit, die nicht zu vergleichen war mit dem verkrampften Zustand, der sie jedesmal ergriff, wenn sie mit Thévenoz zusammen war. Sie blieb an O'Key gelehnt, auch als es draußen läutete. Dominicé ging öffnen.

(Fortsetzung folgt)

Wenn ich nicht geflucht hätte...

Reiseerinnerungen eines Schweizers aus Mexiko und Guatemala

VON ADOLF MAMIE

Zwei Tage und Nächte lang fuhr ich dem mexikanischen Süden zu. Ein Kakaoplantagearbeiter war mein Reisegefährte. Der Indio mit seinem lachenden Gesicht war mir ein willkommener Reiseführer. In überschwenglichen Worten sprach er mir von der kommenden Arbeit auf der Plantage im Staate Tabasco. Damit ich ja nicht in Versuchung kommen würde, ihn als einen verkappten Eisenbahnbanditen zu halten, zeigte er mir gleich nach der Abfahrt in der Stadt Mexiko seinen Arbeitskontrakt und bat mich, ihm diesen vorzulesen. Mit Befriedigung stellte er fest, daß ich muy bonito lesen könne. Weit unten im Süden, kurz vor meinem Ziel, verließ mich der liebenswürdige Bursche, und wenig hätte gefehlt, und ich hätte ihn auf dem Ritt, der ihn innert zehn Tagen an den sagenhaften Pyramiden vorbei zu seiner Hazienda führte, begleitet. Als stiller Betrachter setzte ich indessen die Fahrt weiter und freute mich an dem köstlichen Anblick des tropischen Urwaldes mit seinen wuchernden Schlingpflanzen und bunten Vögeln, die vom dahineilenden Zuge aus beobachtet werden konnten. Riesige Mahagonibäume wucherten ihre Aeste in die feuchtheiße Luft, die vom Großen Ozean herüberfächerte. Maisfelder wechselten mit riesigen Bananenplantagen. Blühende Kakteenmeere berauschten das entzückte Auge. Zwischen hohem Steppengras tauchten hin und wieder in einer gerodeten Lichtung einige Bambushütten auf mit Dächern aus Palmblättern. Braune nackte Kinder und leichtbeschürzte Indianerinnen hielten an den Stationen die Früchte des tropischen Bodens zum Kaufe feil.

Mit fünf Stunden Verspätung kam der Zug (und ich mit zerschlagenen Knochen) in Mariscal-Suchate, der Endstation, an. Stockdunkle Nacht breitete sich über das Land. Nur eine ganz geringe Zahl von Passagieren entstieg dem Zuge und folgte einer vorangetragenen, übel qualmenden Sturmlaterne. Ein Gastwirt lauerte auf Verdienst. In einer Lehmhütte bekam ich mit zwei weiteren Reisegefährten ein Bett zugewiesen. Das «Stilmöbel» bestand aus einem Rahmen, der in allen Richtungen der Windrose mit geknoteten Stricken bespannt war. Eine Decke vervollständigte den «unerhörten Luxus».

Von Schlaf keine Spur. Die Stricke der Unterlage folterten mich dauernd. Ein bloßes Brett wäre eine Wonne gewesen. Der erste Hahnenschrei war mir wie eine Erlösung aus dem Inferno. Das Frühstück hingegen mundete mir sehr; die «Bananenrösti» war appetitlich, und an den «Bananenknödeln» konnte ich mich aus lauter Angst, daß mir die Haut platzen möchte, nicht satt essen.

Nachdem meine Papiere von den mexikanischen Behörden geprüft worden waren, ging es einige Häuser weiter, zum Konsul der Republik Guatemala. Gemächlich blätterte der Herr Konsul Seite um Seite meines Reisepasses und studierte ihn gründlich, wohin ich zu reisen gedachte. Lange dauerte es, bis ich den Bescheid erhielt, daß ich noch drei Photographien beizubringen hätte.

Kreuz-, Himmel-, Sternen- und Fahnenträger! Woher soll ich drei Photos nehmen? Bei meinem morgendlichen Gang durch das weltabgelegene Kaff war mir nicht aufgefallen, daß irgend ein Indio seine Kunst als Photograph anpries. Da konnte es doch keine andere Lösung geben, als zur nächsten Station nach Tapachula zurückzufahren und sich dort vor einen Photographenkasten zu stellen. Der einzig täglich fahrende Zug zurück war schon abgegangen. Blieb mir also nichts anderes übrig, als auf einem Gaul einen etwa vierstündigen Ritt zu machen. Vor Einbruch des Abends war an eine Ankunft nicht mehr zu denken und die morgige Weiterreise über die Grenze unmöglich. Nun versuchte ich auf den Konsul einzureden. Ueber den halben Erdball war ich schon geglobetrottert, ohne daß ein Grenzbeamter von meiner Schönheit so bezaubert gewesen wäre, daß er gleich drei Photos von mir begehrte. Meine Ueberredungskunst blieb wirkungslos. Dem Herrn Konsul war es vollkommen Wurst, wo und wie ich mir die Konterfeis herschaffte.

Verfügung bleibt Verfügung. Die wichtigtuerische Zwängerei trieb mir das Blut zu Kopf und eine Zeile echte schweizerdeutsche Flüche auf die Zunge. Ich glaube, der Papagei im Wappen der Republik Guatemala, der mit seinem Schwanzende die «Freiheit vom 15. September 1821» auf einer Pergamentrolle umschlingt, und als einziger Schmuck des Raumes über dem Sitze des Konsuls an der Wand hing, hätte meinen Fluch bestimmt nachsagen können, wäre er aus Federn, Fleisch und Blut gewesen, so akzentuiert polterte ich los. Ich machte kehrt und schmetterte wütend die Türe ins Schloß.

Zu meiner größten Freude entdeckte ich ein paar Minuten später gleich hinter dem Konsulat einen photographierenden Mestizen, den ich vor Freude umarmt hätte. Beglückt bringe ich dem Herrn Konsul meine Konterfeis. Er war vor meinem Wiederauftauchen weniger beglückt und zeigte sich recht protzig und zugeknöpft.

Das Visum wurde mir verweigert. Statt dessen gab mir ein barfüßiger, alter und unscheinbarer Indio, der inzwischen aufgetreten war, mit einem Stabe das Zeichen, ihm zu folgen. Er führte mich ins Gemeindehaus. Dort thronte hinter einem Tische ein Dorfgewaltiger. Dieser unterfertigte mit viel Federgekratze einen Zettel, worauf der begabte Indio, offenbar eine Art Dorfpolizist, mit dem Zettel und mir seinen Gang fortsetzte. Um drei Uhr, hieß es, müsse ich wieder zur Stelle sein.

Bald war mir klar, was da gespielt werden sollte und daß man mich in Polizeigewahrsam genommen hatte. Mein «Schutzgeist» hatte wohl Angst, daß ich mich auf und davon machen könnte. Er redete auf mich ein, ich solle ihm um aller Heiligen willen die Widrigkeiten des Ausreißens ersparen. Nach einem Marsch von etwa fünfzehn Minuten kam der Indio mit seinem «Gefangenen» am Flusse bei der Grenzwache an. Ich setzte dem Wachoffizier den Vorfall auseinander, worauf er sich weigerte, mich in das Gefängnis zu werfen, sondern mich als Gast der Grenzmilizen betrachtete.

Etwa zwanzig Halb- und Vollblutindios, junge prächtige Burschen, lagen unter dem schützenden Vordach ihrer «Kaserne» herum. Diese «Kaserne» war eine geräumige Bambushütte, die drei abgegrenzte Räume besaß. Der erste Raum war der Schlaf-, Eß-, Instruktions- und Aufenthaltsraum der Soldaten und Unteroffiziere. Ein Sergeant lag in einer Hängematte unter dem Eingang der Türe und spielte mit einem Papagei. Der zweite Raum war eine verrußte Küche, worin eine Indiofrau hantierte und zärtliche Reden mit einem jungen Soldaten wechselte, der auf einer Bank vor der Küche saß und ebenfalls mit einem Papagei spielte, indem er ihm den Refrain eines bekannten Volksliedes beibrachte. Der gefiederte Schüler zeigte sich recht gelehrig. Eine Gruppe von Soldaten bewunderte die Fortschritte durch anerkennende Bemerkungen. Vor dem dritten Raume stand ein Soldat mit dem geladenen Gewehr unter dem Arme. Es war das für mich bestimmte Gefängnis. Ein Soldat öffnete die Bambustüre, um mir einen Einblick zu gewähren. Abschreckend wirkte es auf mich nicht. Angenehm kühl war es in dem abgedunkelten Raume, der keinen weitern Insassen beherbergte. Unter dem Vordache signierte ein Soldat mit rotem Faden seine Leibwäsche, und ein anderer bildete sich mit einer Schiefertafel zum Abcschützen aus. Ich war ihm in seiner Buchstabierarbeit behilflich, auch montierte ich den Soldaten den Gewehrverschluß und unterrichtete sie in verschiedenen Gewehrgriffen. Die tropischen Marsjünger fanden aber an dieser Tätigkeit wenig Interesse.

Langsam verstrichen die Stunden. Endlich um vier Uhr kam das verschlafene Auge des Gesetzes, um mich

(Fortsetzung Seite 819)

abzuholen. Bald stand ich im Gemeindehaus als Staatsverbrecher vor fünf Richtern. Ein Protokoll wurde verlesen, nach welchem ich beschuldigt war, den Beamten einer befreundeten Nation — zwar unverständlich, aber offensichtlich — beleidigt zu haben. Man hatte also meinen schweizerischen Mundartflüchen solche Bedeutung beigemessen! Meine Verteidigung war kurz. Der Wacheoffizier drunten am Fluße hatte mich instruiert. «Meine Herren», sagte ich, «wenn Sie ein Interesse daran besitzen, daß ich mich beim Gouverneur über die ungerechtfertigte Verhaftung beschweren soll, dann stecken Sie mich bitte sofort wieder ein. Ich habe niemand beleidigt, und ich wollte auch niemand beleidigen.» Der Vorsitzende gab mir nach kurzer Beratung Bescheid, daß der Vorfall als Mißverständnis angesehen werden müsse und ich die erfolgte Verhaftung entschuldigen möge. Im Interesse meiner Weiterreise liege es indessen, daß ich mich meinerseits beim Herrn Konsul ebenfalls entschuldige. Ich bedankte und verabschiedete mich höflichst bei meinen Richtern, ging dann zum Konsul und entschuldigte mich, wie mir angeraten worden war. Der Konsul entschuldigte sich seinerseits; Prestigegründe hätten ihn zu seinem Verhalten gezwungen. Wäre der Fluch nicht in Anwesenheit der Indios erfolgt, dann würde er sich daraus nichts weiter gemacht haben. Zugunsten der «Armen» legte ich zwei Fünfdollarscheine auf den Tisch, womit mein «Verbrechen» eine endgültige Sühne gefunden hatte. Flugs war nun mein Visum erledigt. Hastig ging ich nun hinunter zum Fluß. Eine Brücke über den etwa zweihundert Meter breiten Strom gab es nicht. Reisende und Güter, welche die Grenze passieren, müssen hier in Ruderboote umgeladen werden, um die Fahrt weiterzusetzen. Strategische Gründe und die verschiedenen Spurweiten der beiden Bahnen, die ein Umladen dennoch nötig machen, dienen wohl als Ausreden für eine bessere Verbindung zwischen den beiden Staaten.

Am Flusse unten zeigte ich den Soldaten mein Visum und durfte endlich in ein Boot steigen. Eben wollte der Kahn vom Ufer abstoßen, da ertönte vom andern Ufer herüber ein Trompetensignal. Auf unserer Seite wurde es erwidert. Die Signale bedeuteten Feierabend. Der Fluß durfte von diesem Augenblicke an bis zum andern Morgen, wenn das Signal wieder gegeben wurde, nicht mehr überquert werden. Nun saß ich zu meinem Aerger doch für einen Tag fest. Nochmals legte ich mich an diesem Abend auf das in der letzten Nacht innegehabte Folterbett. Anderntags passierte ich die Grenze.

Auch auf der andern Seite des Flusses geht täglich, ehe der Tag graut, nur ein einziger Zug nach der Hauptstadt ab. So mußte ich hier in Ayutla nochmals stillesitzen und den andern Morgen abwarten. Am Silvestermorgen trat ich die Reise nach Guatemala an. Die allüberall ungeheuer wuchernde Vegetation längs des Großen Ozeans läßt einen leicht erraten, weshalb das Land den seltsamen Namen Guatemala (übersetzt: Unkrautjäten) führt. Unsagbar schön ist der Anblick des Panoramas vom Pazifik her. Weit hinten in der Ebene erhebt sich Vulkan an Vulkan. Wenn ihren Spitzen sich weiße Räuchlein entwinden, so denkt man unwillkürlich an ein gigantisches Industriegebiet mit seinen unzähligen Fabrikschloten.

Quälend ist die Hitze in den Wagen. Wenig nützt es, dem Körper am Fenster durch Zugwinde Kühlung zu verschaffen. Die Lokomotive stößt mächtige Dampfwolken von sich. Die Einheimischen schließen rasch die Fenster, und schon durchbohrt der Zug einen Heuschreckenschwarm. In dichten Klumpen prallen die Biester an den Wagenfenstern ab. Ein Glück, daß der Zug den Schwarm auf abfallendem Gelände erreicht. Die von den Rädern erfaßten und zermalmten Heuschrecken bilden auf dem Geleise eine ölige Masse. In steigendem Gelände wird die Weiterfahrt oft unmöglich.

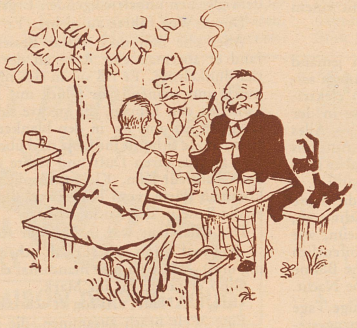
Eine Haltestation im Urwald. Mit der Befehlskelle in der Hand steht eine ergraute Indiofrau vor dem Blockhaus. Aus der Tabakpfeife zieht sie bedächtige Züge, ihr Oberkörper ist nackt. Zwei junge Indios betreten unser Wagenabteil. Jeder schleppt ein riesiges Bündel mit sich. Mit einem starken Netz sind die Palmblätter umwunden. Was bergen die geheimnisvollen Bündel, die sie so behutsam unter die Bänke schieben? Mit ihrer Machette, dem langen, säbelartigen Messer, öffnen sie bald eine der mitgebrachten Kokosnüsse, und mit den blendend weißen Zähnen reißen sie die faserige Hülle vom Kern und trinken dann in gierigen Zügen die kühle Milch der Frucht. Erschöpft lehnen sie sich gegeneinander und schlafen, unbekümmert um Hitze und Geräusch, ein. Nach einem länger dauernden Halt in Esquintla bekommt der Zug eine weitere Lokomotive als Vorspann. Auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke hat die Bahn einen beträchtlichen Höhenunterschied zu überwinden. Stark zerklüftet ist das Gebirge. Abwechslungsreich die Fülle des zu Sehenden. Immer höher windet sich der Zug. Schon erblicke ich unter mir einen Krater, dem Schwefeldünste entsteigen. Langsam pusten sich die beiden Lokomotiven empor. Ein weiterer Zug folgt dem unsern. An einer scharfen Kurve überrascht uns das herumliegende Wirrwarr von blutgetränkten Stoffetzen, Holz- und Glassplittern. Auf der nächsten Station in der Hochebene finden wir auf einem Nebengeleise die Trümmer eines stark beschädigten Zuges.

Unser Zug rollt auf der Ebene weiter. Ermüdet wende ich den Blick vom Fenster ab und gucke auf das Bündel unter der mir gegenüberliegenden Bank. Kaum merklich regte sich etwas zwischen den Blättern. Mit einemmal grinst zwischen dem Grün der Blätter ein riesiger grüner Schlangenkopf hervor. Erschrocken mache ich die beiden Indios auf den gefahrdrohenden Kopf unter ihnen aufmerksam. Ein breites Grinsen reißt ihre Gesichter in die Breite, als sie den Grund meiner Besorgnis erkennen. Sie zerren das Bündel hervor und öffnen es. Zwischen den Blättern gebettet liegen acht angeschossene Riesenleguane. Die Jäger berichteten mir nun von ihren Jagden. Tagelang liegen sie auf den Bäumen auf der Lauer und erwarten die Tiere. Mit einem Schuß, der sie nur verletzen, nicht aber töten darf, müssen die Eidechsen erlegt werden, damit sie lebendig nach den Unionstaaten als Leckerbissen versandt werden können. Der Jäger erhält drei bis vier Dollar für das Stück.

Eben fährt der Zug an einem dichtbewaldeten, erloschenen Vulkan vorbei. Meine Begleiter erzählen mir, daß droben auf der Spitze des Berges Indianer hausen, die mit den Weißen noch nie in Berührung gekommen seien. In der Kratervertiefung stehen die Göttermonolithen der Indios. Die oben hausenden Indios haben die Aufgabe, die Weißen von der heiligen Stätte fernzuhalten. Der weiße Mais und die wilden Kaninchen, die in jener außerordentlichen Höhe noch vorkommen und gedeihen, bilden die einzige Nahrung jener Wächter einer versunkenen Welt.

In später Stunde fährt endlich der Zug in Guatemala ein. Als der Wirt meine Papiere besieht und bemerkt, daß ich von der Grenzstation Ayutla herkomme, meint er ganz nebenbei, ich habe Glück gehabt, die Reise nicht einen Tag früher angetreten zu haben. «Warum?» frage ich. Er reicht mir die letzte Zeitung. Auf der ersten Seite lese ich die große Ueberschrift: Eisenbahnunglück bei Amatilan. Fünfundzwanzig Tote! Eine eingehende Schilderung folgt: Die Lokomotiven des Zuges hatten nicht genug Dampf, um die letzte Steigung zu nehmen. Der Zug hielt, um neue Kräfte zu sammeln. Als er wieder weiterfahren wollte und die Bremsen geöffnet wurden, kam er rückwärts ins Rollen und fuhr in den nachfahrenden Zug hinein. Zwei Wagen wurden in der starken Kurve aus dem Geleise geworfen und stürzten dabei über den steilen Hang hinunter. Die zertrümmerten Wagen waren mit den Passagieren besetzt, die am Tage zuvor in Ayutla abgefahren waren und unter denen auch ich hätte sein müssen, wenn ich nicht vor dem gestrengen Herrn Konsul — geflucht hätte.

BB



„Rauchen steckt an, habt ihr das auch schon gemerkt? Bei mir geht es immer so, wenn ich eine Horn-Zigarre anzünde, schnuppern die Anwesenden immer und fragen: „Was rauchen Sie da für ein feines Kraut?“ Und dann will jeder eine Probe haben. Ganz besonders schmeckt das Rauchen bei einem guten Glas Wein. Das sind zwei Genüsse, die sich ergänzen und gut zu einander passen. Kein Wunder, Tabak und Wein sind Sonnenkinder und gedeihen da am besten, wo die Sonne scheint. Drum lob ich mir zu meinem „Dôle“ meine „Horn“; die beiden haben mir schon manche frohe Stunde verschafft.“

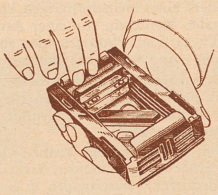
Die ausgezeichneten Horn-Stumpen und -Zigarren erhalten Sie in allen einschlägigen Geschäften. Horn-7 Stumpen 10 St. zu 70 Rp., Horn-Habana 10 St. zu Fr. 1.—, Horn-3 Zigarren 10 St. zu 80 Rp

HORN

Die Horn am Munde bringt frohe Stunde

Neu und vollkommen!

- Fingerschutz
- Kleiner und handlicher
- Zwei verschiedene Steine und ein Leder



Der **Allegro**

-Schleifapparat, Modell Standard H, gibt Ihren Klingen immer wieder ihre ursprüngliche Schärfe.

Ein Selbstrasierer schreibt uns: «Nachdem ich zu Weihnachten 1924 einen Allegro erhalten hatte, fand ich schnell heraus, daß die Zeit des steten Klingenkaufens nun vorbei sei. Ich habe die Daten notiert, an welchen ich jeweils eine neue Klinge in Gebrauch nahm und gebe die Resultate hier wieder:

1. Klinge	27. 12. 1924	4. Klinge	6. 8. 1933	7. Klinge	2. 8. 1935
2. Klinge	2. 4. 1928	5. Klinge	1. 4. 1934	8. Klinge	9. 8. 1936
3. Klinge	14. 4. 1932	6. Klinge	14. 6. 1934	9. Klinge	17. 2. 1938
				10. Klinge	20. 9. 1938

(diese letzte noch in täglichem Gebrauch)

sig. W. J. W. Bourne, Senhouse, Tamworth (England).»

Standard Mod. H — vernickelt	Fr. 15.—
schwarz	Fr. 12.—
Mod. Special — vernickelt	Fr. 7.—
Mod. E — vernickelt (nur für einschneidige Klingen)	Fr. 15.—
Streichriemen Allegro mit elastischem Allegro-Stein und präpariertem Leder	Fr. 5.—

In allen einschlägigen Geschäften. Prospekte gratis durch

INDUSTRIE A.G., ALLEGRO, EMMENBRÜCKE 39 (LUZERN)

DEM BILDINSERAT ist die nachhaltigste Wirkung zu eigen. Verlangen Sie unverbindliche Vorschläge · Inseraten-Abteilung der ZI